

Andreas Haarmann / Cora Rok (Hg.)

Wozu Literatur(-wissenschaft)?

Bonn University Press





unipress

Gründungsmythen Europas in Literatur, Musik und Kunst

Band 14

Herausgegeben von
Uwe Baumann,
Michael Bernsen und
Paul Geyer

Andreas Haarmann / Cora Rok (Hg.)

Wozu Literatur(-wissenschaft)?

Methoden, Funktionen, Perspektiven

Mit 4 Abbildungen

V&R unipress

Bonn University Press

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

**Veröffentlichungen der Bonn University Press
erscheinen im Verlag V&R unipress GmbH.**

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Philosophischen Fakultät der Universität Bonn.

© 2019, V&R unipress GmbH, Robert-Bosch-Breite 6, D-37079 Göttingen
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung: Stilleben mit brennender Kerze – Pieter Claesz (1596/97–1660),
© Blauel/ARTOTHEK

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISSN 2198-610X
ISBN 978-3-8470-0943-6

Zu Ehren von Paul Geyer, Willi Jung und Winfried Wehle

Inhalt

Vorwort	11
Einleitung	13
1. Funktionen und Nutzen der Literatur(-wissenschaft)	
Karlheinz Stierle	
Vom Nutzen der Literaturwissenschaft für das Leben oder Der Literaturwissenschaftler als Kanalarbeiter	23
Marion Gymnich	
Wozu Literatur(-wissenschaft)? – Funktionsgeschichtliche Überlegungen unter Bezugnahme auf Beispiele des anglophonen Romans vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart	31
Helmut Meter	
Wider den Zeitgeist. Vom Nutzen der Beschäftigung mit literarischer Tradition	47
Roland Alexander Ifßler	
Wozu romanische Literaturwissenschaft im Lehramtsstudium? Zur kulturellen und ästhetischen Bildungsverantwortung der Romanistik in der universitären Lehrerbildung	61
Mario Domenichelli	
Les politiques de la littérature	83
Anne-Marie Bonnet	
Wozu / Wieso Kunstgeschichte?	93

2. Literaturwissenschaft in der Praxis – Methoden und Beispiele

Uwe Baumann

Grenzgebiete: Repräsentationen von politischer Gewalt und politischer
Furcht in der Geschichte, Kultur und Literatur der Englischen

Renaissance 111

Wolfgang Matzat

Der Roman als Medium des sozialen Imaginären 159

Claudia Jünke

Jenseits der Logik der Konkurrenz – Literatur und Film über
traumatische Geschichte (Laurent Mauvigniers *Des hommes* und Michael
Hanekes *Caché*) 173

Patricia Oster-Stierle

Aschenbach im Fokus oder vom Nutzen der hermeneutischen
Fokalisierungstheorie. Die »seltsame Traumlogik« des Protagonisten in
Thomas Manns Novelle *Der Tod in Venedig* 189

Michel Delon

Nuages sans frontières 207

Gérard Laudin

Écriture savante et écriture littéraire de l'histoire. L'idée de « Standort » et
de « Gesichtspunct » de Johann Christoph Gatterer et ses développements
directs et indirects 221

3. Perspektiven auf Autor, Gattung und Leser

Michael Neumann

Ins Abseits. Vom Genie zur Avantgarde 239

Monika Schmitz-Emans

Poetikvorlesungen literarischer Autoren als Selbstbefragung,
Selbstpositionierung und Selbstinszenierung 255

Dieter Janik

Grenzziehung: Dichtung ist nicht Literatur 271

Henryk Chudak

La littérature a besoin de lecteurs 279

Michela Landi	
<i>L'amateur de livres</i> (une réflexion d'après Charles Nodier)	285
Patrizio Collini	
Die Welt von gestern: das Antiquariat als Wunderkammer	295
Verzeichnis der Autorinnen und Autoren	303

Vorwort

Der Literaturwissenschaftler steht vor der besonderen Herausforderung, einer nicht selten sehr persönlichen Leidenschaft die nötige Nüchternheit beizumengen, um seinem Gegenstand nicht nur mit den Augen des *amateur* zu begegnen, sondern seinen Blick für Sachverhalte zu schärfen, die ihm als *dilettante*, im Modus des reinen Genusses, vermutlich entgangen wären. Damit wähnt er sich doch unter Umständen in dem zweifelhaften Ruf, einen Bereich des Menschlichen zu professionalisieren, der im Allgemeinen dem Privaten vorbehalten ist. Zudem scheint es, als müsse der Literaturwissenschaftler – insbesondere als Romanist – für eine zugleich vertiefte *und* breite Kenntnis mindestens zweier Nationalliteraturen von ihren Anfängen bis zur Gegenwart das weite semantische Feld des Amateurs in all seinen Facetten durchschreiten, von der Liebhaberei bis zur Unzulänglichkeit.

Dieser Schwierigkeit versucht man seit einiger Zeit mit Mitteln elektronischer Texterfassung zu entkommen. Auf das aufrichtige Eingeständnis, nicht so viel lesen zu können, wie man gerne wissen wollte, folgt die etwas vermessene Konsequenz, gar nicht allzu viel lesen zu müssen, um dennoch mitreden zu können. Unter dem modischen, zukunftsweisenden Begriff der *Digital Humanities*, den man provokant mit ›Humanismus auf Knopfdruck‹ übersetzen könnte, wird die Dilthey'sche Einsicht zum Verschwinden gebracht, dass *Humanities* und *Sciences* einen von Grund auf unterschiedlichen Weltzugang pflegen. Dem Verständnis ist wohl kaum näherzukommen, indem man sich vor dem (prozesshaften) Verstehen drückt.

Die Beiträgerinnen und Beiträger dieses Bandes wählen durchweg anspruchsvollere Wege, um den Problemen beizukommen, welche sich aus der berufsmäßigen Beschäftigung mit Literatur ergeben. Sie stehen – so verschieden die Forschungstraditionen auch sein mögen, aus denen sie hervorgehen – für das Konzept einer Literatur- als Geisteswissenschaft ein und bieten teils theoretische Rahmungen, teils konkrete Anwendungsbeispiele dafür an, wie eine zeitgenössische Wissenschaft von der Literatur ausgestaltet sein kann. Sie tun dies in Erinnerung an die Tagung *200 – Wozu Literatur(-wissenschaft)?*, die im Juni 2015

an der Universität Bonn zu Ehren der drei Jubilare Paul Geyer, Willi Jung und Winfried Wehle abgehalten wurde, die zu jenem Zeitpunkt zusammengenommen 200 Jahre Lebenszeit auf die Waage der Romanistik brachten.

Alle drei Jubilare dürfen als Amateure im ursprünglichen Wortsinn gelten, insofern sie für leidenschaftliche Liebe zum geschriebenen Wort stehen und diese weiterzugeben imstande sind: Die Herausgeber nehmen für sich in Anspruch, aus eigener Erfahrung sprechen zu dürfen. Dem großen *Balzacien* unter den Geehrten werden die folgenden Worte Stendhals an seinen realistischen Mitstreiter zweifellos vertraut sein; der radikale Neuerer des Stils schreibt an Balzac: »Le même esprit ne dure que deux cents ans«. Dem widersprechen zu wollen, würde vor allem den beiden gefeierten ›Prozessdenkern‹ aufstoßen, doch sei uns die Prognose gestattet, dass das beeindruckende Werk, auf das Paul Geyer, Willi Jung und Winfried Wehle schon heute zurückblicken dürfen, so viel Kraft und Inspiration bereithält, dass es ohne Weiteres noch mindestens zwei Jahrhunderte länger strahlen wird.

Bonn im September 2018
Andreas Haarmann und Cora Rok

Einleitung

Das Problem, das sich aus dem Verhältnis zwischen Literatur und Wissenschaft ergibt, könnte man einerseits umschreiben als Müßigkeit zweiten Grades: *Ce vice impuni, la lecture*, wie Valery Larbaud es genannt hat, wird gleichsam nur sündhafter, indem man sich mit dem Zeitvertreib die potentiell ›produktive‹ Zeit vertreibt. Damit wäre Literaturwissenschaft in gewisser Weise nur *Dichtung über Dichtung*, wenn diese verfremdende Anleihe bei Winfried Wehle erlaubt ist. Andererseits steht schnell als Spielverderber da, wer sich leidenschaftslos dem Vergnüglichen annähert. Gerade die Wirkung von Dichtung nämlich, so hört man vielfach von Studenten, die der Literatur grundsätzlich aufgeschlossen gegenüberstehen, leide darunter, wenn diese mit staubigen Begriffen aus der rhetorischen Mottenkiste malträtiiert würde.

Die Literaturwissenschaft steht in beiden Fällen im Verdacht, nichts ›Nützliches‹ zu erbringen: einmal, weil der Text für sich selbst stehe und spreche, ein andermal, weil die wissenschaftliche Auslegung der ästhetischen Qualität des Textes ohnehin nur schade. Beide Vorwürfe lassen sich jedoch leicht entkräften. So besteht im ersten Fall die *Macht der Philologie* eben darin, besonders ältere Texte für das Verständnis freizulegen, die aus einem dem gegenwärtigen Leser in der Regel fremden und nicht ohne Weiteres zugänglichen Zusammenspiel von epochentypischen ästhetischen, gesellschaftlichen, modischen und anderen Faktoren entstanden sind. Insofern man hier mit Gumbrecht von *Präsenzproduktion* sprechen möchte, darf der Literaturwissenschaftler also durchaus für sich reklamieren, ›produktiv‹ zu sein. Wer schon miterlebt hat, wie sich Museumsbesucher bei unterschiedlichsten Ausstellungen um die das jeweilige Exponat begleitende ›Einordnung‹ scharen, ist wohl eher geneigt anzuerkennen, dass dem kundigen Literaturexperten doch die schwierige Aufgabe zusteht, das dichte und sich in verschiedensten Schichten überlappende Zeichengeflecht einer nicht-bildlichen, *per se* also hoch abstrakten Kunstform auszudeuten. Im zweiten Fall ist zunächst schlicht zu entgegnen, dass vermeintliche Trockenheit wohl der Preis für jede Art wissenschaftlichen Arbeitens ist. Auch dem Ingenieur wird das Fahrgefühl, das ihm ein Sportwagen vermittelt, womöglich mehr Ver-

gnügen bereiten als die langwierige und kleinteilige Entwicklung eines neuen Getriebes. Wiederum mag es auch genau umgekehrt zugehen, dass erst durch das Herantasten an ein Schriftstück mit literaturwissenschaftlichem Handwerkszeug die Raffinesse des dann als solchen erkannten Kunstwerks oder die Intention eines Autors zutage tritt und also ein erhabener Genuss durch mühsam erarbeitetes Verständnis ermöglicht wird.

In all der Verunsicherung über den Sinn des Literaturstudiums schwingt auch die Furcht um den völligen Wertverlust des Mediums selbst mit. Dass Film, Comic, Computerspiel und die Millionen von Zuschauern bannenden Angebote von Streamingdiensten der Literatur als »Leitmedium, in dem sich moderne Gesellschaften über sich selbst verständigen«¹, den Rang abgelaufen haben; dass die Dekonstruktion eines dynamischen Kanons, an der die Literaturwissenschaft im Übrigen selbst am stärksten mitgewirkt hat, dem Ansehen von Literatur nachhaltig Schaden zugefügt hat; dass sich wandelnde Aufmerksamkeitsstrukturen dazu beitragen, dass die Rezeption ästhetisch und intellektuell anspruchsvoller Texte immer mehr als Zumutung empfunden wird – all dies sind Gemeinplätze, die inzwischen nicht mehr nur das Feuilleton ausgesuchter Zeitungen füllen, sondern es in das Bewusstsein einer breiten Öffentlichkeit geschafft haben. Wer aber darauf hinweist, dass die Literatur ihren Rang als zentrales Medium eines kulturellen Gedächtnisses schon längst abgetreten hat, kommt doch nicht umhin anzuerkennen, dass sie eben diese Scharnierstellung über etliche Jahrhunderte *allein* innehatte. Ihr Studium, als ein zutiefst geschichtliches, ist nichts weniger als eine Reise in teils weit entlegene Gebiete der menschlichen Verfasstheit. Hier ist mit Paul Geyer am treffendsten von »literarischer Anthropologie« zu sprechen.

Grund zur Verzweiflung gibt es angesichts der Frage nach der Relevanz literaturwissenschaftlicher Arbeit nicht, wie die hier versammelten Beiträge auf je unterschiedliche Weise zeigen. Zwar wird die Art der Wissensproduktion wohl nie den (klein-)bürgerlichen Vorstellungen von Produktivität entsprechen, weil »das philologische Wissen nur in der fortwährenden Konfrontation mit dem Text bestehen kann und nicht zum Wissen von Fakten gerinnen darf«². Dem Archäologen gleich kann der Literaturwissenschaftler aber – Werk um Werk, Epoche für Epoche – mit der ihm eigenen Sorgfalt die Schichten freilegen, aus denen sich der Boden zusammensetzt, worauf heutige Identitätskonstruktionen zwangsläufig aufbauen. Die Literaturwissenschaft ist dabei wie neben ihr vielleicht nur die Geschichtswissenschaft und die Kunstgeschichte in der Lage,

1 Paul Geyer, »Romanistik als europäische Kulturwissenschaft«, in: *Romanische Forschungen* 3 (2008), S. 344–349, S. 346.

2 Hans Robert Jauß, *Literaturgeschichte als Provokation*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1970, S. 172, (Herv. d. Verf.).

einem der vermutlich drängendsten Bedürfnisse eben jener Kreise, aus denen ihr die harscheste Kritik entgegenschlägt, zu entsprechen: Mögliche Antworten auf die Frage nach der kulturellen Identität einer ›imagined community‹ geben zu können.

*

Eingeleitet wird die erste der drei Sektionen dieses Bandes (*Funktionen und Nutzen der Literatur[-wissenschaft]*) mit einem Beitrag KARLHEINZ STIERLES (S. 23–29), der den Literaturwissenschaftler als einen »Textdienstleister« erfasst, der für die gelingende literarische Kommunikation zwischen Text und Leser verantwortlich ist; als eine Art »Kanalarbeiter« hat er dafür Sorge zu tragen, dass auch noch bei anspruchsvoller Lektüre der ›Sinn fließen‹ könne. Darüber hinaus erinnert Stierle an den zu pflegenden Dialog der Literaturwissenschaft mit der Literaturkritik, die ihrerseits von einer kaum mehr vorhandenen literaturhistorischen Perspektive profitieren würde.

MARION GYMNICHS (S. 31–46) Ausführungen ergänzen das Bild des sinnstiftenden Literaturwissenschaftlers. Unter Bezugnahme auf Zapfs triadisches Modell, nach dem Literatur sowohl soziale Missstände aufzudecken als auch einen »imaginativen Gegen-« sowie »reintegrativen Interdiskurs« aufzustellen imstande sei, und das von Erll und Nünning herausgearbeitete Konzept von Literatur als kulturellem Gedächtnis werden verschiedene Funktionsweisen von Literatur vorgestellt, um abschließend an die immer drängender werdende Aufgabe des Literaturwissenschaftlers zu erinnern, literarische Zitate, die zu inflationär gebrauchten Floskeln verkommen sind (›to be or not to be‹) oder von der Populärkultur zweckentfremdet wurden, in ihren literaturgeschichtlichen Kontext und ihre eigene sprachlich-stilistische Dimension zurückführen zu können.

Wie es um das gesellschaftliche Interesse für die nationalspezifische sowie gesamteuropäische literarische Tradition bestellt ist, lotet HELMUT METER (S. 47–59) aus und liefert einen bildungspolitischen Vorschlag, wie durch die Bearbeitung und den Vergleich kurzer literarischer Texte unterschiedlicher Sprach- und Kulturräume im Schulunterricht schon früh die Weichen nicht nur für die Erkenntnis transnationaler narrativer Erzählmuster, sondern einer gemeinschaftlichen Identität gelegt werden könnten, um dem gegenwärtigen und zukünftigen Europadiskurs die ›verloren gegangene inhaltliche Substanz‹ zurückzugeben.

Vertieft wird die bildungspolitische Perspektive von ROLAND IßLER (S. 61–81), der die durch den Gemeinsamen europäischen Referenzrahmen (*GeR*) und schulische Lehrpläne festgelegten Lehrinhalte im Sprachunterricht kritisch betrachtet, die immer weniger einem humanistischen Bildungsgedanken folgen, sondern sich auf verwertbares, zweckgebundenes Wissen reduzieren. Das

Schiller'sche Ideal einer ästhetischen Bildung im Hinterkopf, werden Argumente für den Erwerb von Lesekompetenzen durch ›literarisches Lesen‹ geliefert.

Für MARIO DOMENICHELLI (S. 83–92) ist die Frage nach dem Zweck von Literaturwissenschaft mit der Frage nach der Rolle des Intellektuellen verbunden. Seit Edward Said, so Domenicelli, gebe es keine ›engagierten‹ Literaturwissenschaftler mehr, es seien beinahe ausschließlich bekannte Historiker und Soziologen, die sich in gesellschaftliche Debatten einschalteten. Die Aufgabe des Intellektuellen, der wie schon der antike Philosoph eine Randstellung einnimmt, wird in diesem Beitrag beschrieben als ein fort- und ausdauernder Kampf gegen das Vergessen, welches dem kulturellen Gedächtnis in der Massenkultur droht. Der Literaturwissenschaftler ist hier ein (glücklicher?) Exilant, der sich den Blick von außen vorbehält.

Beendet wird die Sektion mit einem Beitrag von ANNE-MARIE BONNET (S. 93–107), die die Leitfrage des Sammelbandes auf die Kunstgeschichte überträgt und die Aufgaben des Kunsthistorikers seit der Entstehung von Museen vor allem in der Rekontextualisierung und Einbettung in neue Ordnungssysteme von vormalig in religiösen Zusammenhängen entstandenen und präsentierten Werken erkennt. Komplementär zu Karlheinz Stierle erinnert Bonnet an die Rolle der Kunstkritik, die sich eher der Bewertung aktueller Produktionen zuwendet, während die Kunstgeschichte vornehmlich historisch arbeitet. Zugleich verweist sie auf die Rolle der Museumskuratoren, die den Kanon der Kunstgeschichte zwar verwalten, aber auch Marktgesetzen und Kulturpolitik unterliegen und daher von einer unabhängigen Kunstgeschichtsschreibung korrigiert werden könnten.

Die zweite Sektion (*Literaturwissenschaft in der Praxis – Methoden und Beispiele*) wird von UWE BAUMANN (S. 111–157) eingeleitet, der anhand politischer Epigramme Thomas Mores, sogenannter ›Römerdramen‹ und politischer Tragödien, Christopher Marlowes *Tamburlaine*, William Shakespeares *Macbeth* und Colley Cibbers *Xerxes*, sowie weiterer kultureller Repräsentationen zeigt, wie von der klassischen Antike geprägte Darstellungstopoi der Angst, Gewalt und Furcht in der Englischen Renaissance variiert und politisch funktionalisiert werden; durch die lyrische oder publikumswirksame, dramatische Inszenierung entfaltet Literatur eine subversive Kraft und war imstande, Tyrannen zu demaskieren und sie in Angst um ihre Stellung zu versetzen.

WOLFGANG MATZAT (S. 159–171) geht in seinem Beitrag nicht um den Zweck von Literatur allgemein, sondern um die besondere Rolle, die der moderne Roman seit seiner Herausbildung in der Frühen Neuzeit für die Modellierung eines ›sozialen Imaginären‹ spielt. Am Beispiel des *Don Quijote* führt er einerseits vor, wie durch soziale Markierungen von Figuren und Milieu eine Regionalisierung des Romans einsetzt, der sich allmählich aus seiner gesamt-europäischen Rahmung löst, um – in diesem Fall – spezifisch spanische Frage-

stellungen zu fokussieren; andererseits wird uns der Roman als dasjenige Medium vorgestellt, in welchem dem Leser Erfahrungen und Gefühle eines anderen Individuums zugänglich gemacht werden, das sich in einer Welt bewegt, die auch die seine ist. Es wird dabei deutlich, welche große Bedeutung der Roman seit seinen Anfängen für die Selbstreflexion moderner Gesellschaften hat.

Nach CLAUDIA JÜNKE (S. 173–188) stehen auch die Funktionen und die gesellschaftliche Relevanz des Mediums Film zur Debatte; in ihrem Beitrag zeigt sie anhand der Analyse zweier zeitgenössischer Werke, Laurent Mauvigniers Roman *Des hommes* und Michael Hanekes Film *Caché*, wie sich Literatur und Film mit unterschiedlichen sprachlichen und visuellen Darstellungsverfahren demselben Thema mit einer ähnlich aufklärerischen Intention nähern und imstande sind, das individuelle und kollektive Trauma der französischen Bevölkerung angesichts des Algerienkriegs ›erzählbar‹ zu machen und damit zu einer (selbst-)kritischen Vergangenheitsbewältigung beitragen können.

In ihrem Beitrag führt PATRICIA OSTER-STIERLE (S. 189–206) an Thomas Manns Novelle *Der Tod in Venedig* vor, wie mit dem von Gérard Genette stammenden Begriff der Fokalisierung, der durch eine hermeneutische Perspektive ergänzt wird, verschiedene Blickkonstellationen und Bewusstseins Ebenen des Protagonisten offengelegt werden können. Durch einen abschließenden Vergleich der Schlusszene der Novelle mit jener in Luchino Viscontis gleichnamiger filmischer Adaption wird die sprachlich realisierte Form der Aufmerksamkeitssteuerung einer technischen, kameraspezifischen Realisierungsform gegenübergestellt.

Wie es möglich ist, Literaturgeschichte an einem scheinbar wenig bedeutsamen Motiv entlang zu orientieren, zeigt der Beitrag von MICHEL DELON (S. 207–219) auf eindrucksvolle Weise. Wolken als Symbol von Wandel und Bewegung schlechthin erlauben ihm den Nachvollzug eines epochalen, aber eben doch ›wolkenhaft‹ gleitenden Übergangs von Aufklärung zu Romantik. An ihrer mal stark verwissenschaftlichten, mal mystisch-transzendentalen Darstellung in der Literatur wird der Bruch, der sich zur Sattelzeit vollzieht, besonders augenfällig. Es gelingt Delon damit, der vermeintlich ›wolkigen‹ Beschäftigung des Literaturwissenschaftlers, die dem ›soliden‹ Handwerk so vieler anderer Professionen gegenübersteht, ausgerechnet anhand eines Sinnbilds des Ephemeren zu ihrem Recht zu verhelfen.

Ausgehend von Aristoteles' Unterscheidung zwischen Dichtung und Historiographie, verfolgt GÉRARD LAUDIN (S. 221–236) durch die Jahrhunderte hindurch die Aus- und Neudeutungen des wechselvollen Verhältnisses, in welchem die beiden Begriffe zueinander stehen. Ging es zunächst noch darum, einer der beiden ›literarischen‹ Formen den Vorrang zu geben, so setzt sich mit Gatterer die Überzeugung durch, dass beide einander zutiefst durchdringen – und dies

auch sollen. Ein sich allmählich entwickelndes Bewusstsein von der Standortabhängigkeit des Betrachters führt zu einer Engführung, ja Verwandtschaft von Geschichtsschreibung und literarischer Erzählung, der Laudin bis in die Gegenwartsliteratur nachspürt.

Die dritte Sektion (*Perspektiven auf Autor, Gattung und Leser*) wird eingeleitet von einem Beitrag von MICHAEL NEUMANN (S. 239–253), der die Stellung des Künstlers, Philosophen und Schriftstellers zur Gesellschaft in Sturm und Drang, Romantik und Moderne betrachtet; und der Frage nachgeht, ob sie sich mit ihren Werken dem Volke mitteilen wollen oder vielmehr damit begnügen und auch selbst erheben, dass ihr oftmals bewusst opak gestalteter Ausdruck nur einen kleinen, elitären Kreis Auserwählter anspricht, die mit einem ähnlichen Genius und ästhetischen Gefühl wie sie selbst begabt sind.

MONIKA SCHMITZ-EMANS (S. 255–270) richtet ihren Blick auf die seit 1959 etablierten Frankfurter Poetikvorlesungen als poetisches und zugleich poetologisches ›Kommunikationsspiel‹ zwischen Autoren und Publikum, in dem Einblicke in die dichterische Arbeit gewährt sowie ›Selbstexplikationen‹ angeboten werden. Diese können aber wiederum der Selbststilisierung dienen und eine Beantwortung der impliziten Frage nach der Funktion von Literatur sowie nach den Motiven und Methoden des Schreibens ironisch und satirisch verweigern.

Wie selbstverständlich gehört zum Literaturstudium auch die Beschäftigung mit Dichtung. Eine Unterscheidung, wie sie etwa schon Croce zwischen *letteratura* und *poesia* getroffen hat, erscheint da zunächst erklärungsbedürftig. Eine solche Erklärung liefert DIETER JANIK (S. 271–278), der die ›Sonderrolle‹ der Dichtung als existentieller Form der Innerlichkeit gegenüber einer mimetischen und somit Distanz schaffenden Literatur verteidigt. Seine Aufmerksamkeit gilt dabei auch dem zeitgenössischen Feuilleton, in dem Dichtung dankenswerterweise zwar präsent ist, jedoch, wie Janik aufzeigt, in zumeist unterkomplexer Form. Sprachkunst und Formwille sind es, die dem Gedicht seine Einzigartigkeit verleihen.

Die Bedeutung von Literatur und Literaturwissenschaft gleichermaßen verteidigt HENRYK CHUDAK (S. 279–284) in einem leidenschaftlichen Plädoyer für die Pflege eines anspruchsvollen Kanons. Er sieht in der Universität den Ort, an dem die Voraussetzungen für Kontinuität geschaffen werden können, indem dort ›gute Leser‹ ausgebildet werden, denen ausweislich einer polnischen Studie bislang die Orientierung in der Literaturgeschichte fehle. Wenn die Literatur des Lesers bedarf, um am Leben zu bleiben, so ist es die Aufgabe der universitären Ausbildung, einen gebildeten Leser zu dieser Rettung überhaupt erst zu befähigen.

MICHELA LANDI (S. 285–294) betrachtet Literatur zunächst unter dem Gesichtspunkt ihrer reinen Materialität, insofern Bibliophilie/-manie immer auch auf den *Besitz* von etwas gerichtet ist. Der Konsumcharakter des Lesevorgangs selbst wird nicht zuletzt durch das Aufkommen von Büchern ohne Einband begünstigt. Landi unterscheidet zwei Arten von Büchern, die, indem sie sich in ihrer Wirkung ergänzen, dem Kanon zuzurechnen sind: »Livres pour« wären einem allgemeineren Kanon zuzuordnen, der den Verständigungsrahmen für die »Livres contre« abgibt, an denen sich der Leser reibt und die zum Raffinement seiner ästhetischen und intellektuellen Anschauungen beitragen. Eines aber darf Literatur nicht: dienen.

Zur Verteidigung der Bibliophilie hebt PATRIZIO COLLINI (S. 295–302) an, wenn er in sehr persönlichen Erinnerungen an Schatzsuchen und Begegnungen in europäischen Antiquariaten ihren menschlich verbindenden Charakter herausstreicht. In seinem Erfahrungsbericht wird die Bedeutsamkeit der auratischen Dimension von Büchern als Kunstwerken mit eigener Geschichte spürbar, deren haptische und olfaktorische Beschaffenheit auf einem digitalisierten Buchmarkt in Vergessenheit zu geraten drohen. Vor allem aber beweist Collini, dass die ›Wunderkammer‹ Antiquariat ein prädestinierter Ort für den Austausch zwischen den Kulturen ist.

1. Funktionen und Nutzen der Literatur(-wissenschaft)

Vom Nutzen der Literaturwissenschaft für das Leben oder Der Literaturwissenschaftler als Kanalarbeiter

Das Thema dieses Kolloquiums zu Ehren unseres Literaturwissenschaftlichen Dreigestirns schließt zwei grundsätzliche Fragen zu einer zusammen: »Wozu Literatur-(Wissenschaft)?« Mir scheint freilich, die beiden Fragen zielen in ganz unterschiedliche Richtung. »Wozu Literatur?« Was wäre der Zweck der Literatur, der sich in einer Antwort zusammenschließen ließe? Hat die Literatur überhaupt einen Zweck? Und wenn nicht, würde dies ihren Wert als Literatur in Frage stellen? Wie auch immer es mit der Rechtfertigung der Literatur für diesen oder jenen Zweck aussehen mag, eines scheint unbestreitbar: Literatur gehört wesentlich zu dem, was Cicero *bene et beate vivere* nennt. Ein Leben des Umgangs mit Literatur war einmal, im Zeitalter des handgeschriebenen Manuskripts, ein Privileg der Wenigen. Victor Hugo hat in seinem Roman *Notre Dame de Paris* den Umbruch aller Lebensverhältnisse evoziert, den am Ausgang des Mittelalters der Buchdruck, die mechanische Vervielfältigung des Buchs bedeutete. Seitdem ist die Teilhabe an der Welt der Literatur zu einer immer allgemeiner zugänglichen Chance geworden. Im Zeitalter des Buchdrucks oder der Moderne kommt der Literatur ein wesentlicher Sitz im Leben zu. Das Buch, ließe sich heute sagen, ist ein Luxus, der den Ärmsten reich macht und ohne den der Reichste arm ist. Wer ohne Literatur lebt, lebt an der intellektuellen Armutsgrenze. Das Buch ist Teilhabe: Teilhabe an vergangenen und gegenwärtigen Depots der Erfahrung, Teilhabe aber auch am Sozialimaginären einer Sprach- und Kulturgemeinschaft. Wer heute die Maxime: »Lese!« missachtet, verfällt dem Urteil ihres buchstäblichen Gegensinns. Wenn Sprache als höchste Manifestation des Gemeinsinns, des *sensus communis*, den Montesquieu als *esprit* verstand, die Mitte der Kultur ist, so ist die Mitte der Sprache die Literatur, in der die in der Sprache angelegte Virtualität zu ihrer reichsten Gestalt kommt. Literatur eröffnet die Teilhabe an dem, was sich sonst für immer entziehen müsste. In seinem großen Essay *Qu'est-ce que la littérature* fragt Jean-Paul Sartre nach dem Grund des Schreibens und des Lesens von Literatur in einer Gesellschaft, die er prinzipiell als eine Gesellschaft von Freien, das heißt als demokratische Gesellschaft versteht. Sartre geht dabei von der idealen Voraussetzung aus, dass die Kommunikation zwischen

Autor und Leser sich problemlos vollzieht und sich einzig ihrem *pacte de générosité* verdankt. Doch gerade hier stellt sich die Frage nach der Notwendigkeit der Literaturwissenschaft als einer dritten Instanz zwischen Autor und Leser. Die Literaturwissenschaft ist die institutionelle Kompensation dessen, dass die Verwandlung des geschriebenen in den gelesenen Text nicht selbsttätig geschieht, sondern zahlreiche Probleme birgt, die nach kompetenten Lösungen verlangen. Mehr als eine Wissenschaft im Sinne eines modernen Wissenschaftsbegriffs ist die Literaturwissenschaft eine pragmatische Wissenschaft, die ihre Wissenschaftlichkeit in ihrer Nützlichkeit für das Gelingen der literarischen Kommunikation erweist. Sie erweist damit aber zugleich ihre Nützlichkeit für ein Leben im Sinne jenes *bene vivere*, das Cicero vor Augen steht.

Ihre praktische Aufgabe schließt indes ein eigenes Erkenntnisinteresse an der Natur jener spezifischen Sinnbildungsprozesse nicht aus, die wir Literatur nennen. Doch ist dies nicht ihr Hauptgeschäft, zumal es sich immer wieder als außerordentlich konjunkturanfällig erwiesen hat.

Von Nietzsche gibt es den gedankenreichen Aufsatz *Über Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben*, dessen Titel die hier vorgetragenen Gedanken inspiriert hat. Doch lässt der Nutzen der Literaturwissenschaft für die Literatur anders als Nietzsches Historie einen Nachteil nicht erkennen.

Es liegt im Wesen der Literatur, dass sie nicht einfach vorhanden ist. Die Materialität des Textes ist eine Illusion. Der Text, wie er uns noch immer zumeist in der Form des gedruckten Buchs entgegentritt, ist ein Residuum, ein toter Rückstand, der erst noch seine Auferstehung als lebendiger, sinntragender Vollzug erfahren muss. Rede vollzieht sich in der Zeit, dagegen sind die *litterae* der Schrift tote Buchstaben, die erst durch den Blick des Lesers zum Leben erweckt werden müssen. Der Leser muss sich dem Text übereignen, um ihn sich aneignen zu können. Während der Hörer der gesprochenen Rede unmittelbar folgt, ist die Realisierung des Textes aus seinen *litterae* eine Praxis, die unendlich optimierbar bleibt. In dieser Hinsicht ist der literarische Text der musikalischen Partitur vergleichbar. Eine Partitur muss man nicht nur lesen können, man muss sie umsetzen und vollziehen können. Nur dass die musikalische Partitur vernehmbar in wirkliche Musik umgesetzt werden muss, während die Verwandlung des Texts in seinen Vollzug sich immer nur indirekt erschließen lässt. Der Text ist eine Einheit von Partitur und Realisierung, während die musikalische Partitur von ihrer Realisierung als Klang klar unterschieden ist. Gerade weil die Verwandlung des Textresiduums in die Aktualität des realisierten Texts nicht selbstverständlich ist, bedarf es der vermittelnden dritten Instanz der Literaturwissenschaft. Geschriebener und gelesener Text stehen in einem prekären, vielfältigen Irritationen ausgesetzten Verhältnis. Der Nutzen der Literaturwissenschaft besteht in erster Linie darin, den Fluss des Sinns zwischen geschriebenem und gelesenen Text zu sichern. Literaturwissenschaft hat Literatur nicht

zu ihrem Gegenstand, sie steht im Dienst der Literatur. Der Literaturwissenschaftler ist ein Textdienstleister oder anders gesagt, ein Kanalarbeiter, der dafür sorgen muss, dass der Sinn fließt. Seine Aufgabe ist zweifach: er ist Sachwalter des Lesers beim Text und Sachwalter des Texts beim Leser. Beides setzt intensive Kenntnis des Textes selbst voraus. Der Literaturwissenschaftler als Textdienstleister muss seinen Text bewohnt haben und auch die abgelegenen Zimmer kennen, aber er muss auch in besonderer Weise mit der Sprache des Textes vertraut sein.

Im Zeichen einer von *turn* zu *turn* gejagten Literaturwissenschaft ohne Grenzen, die vielfach zur kulturwissenschaftlichen Beliebigeitswissenschaft geworden ist, scheint es notwendig, dass die Literaturwissenschaft sich erneut auf ihr Kerngeschäft besinnt, das aus den Gegebenheiten der Literatur selbst hervorgeht. Die anwachsende Distanz von Jetzt des Textes und Jetzt seiner Rezeption macht die Intervention der Literaturwissenschaft immer dringlicher. Nur die Institution Literaturwissenschaft als Institution eines kulturellen Langzeitgedächtnisses kann es verhindern, dass der Text, auch der beste, dem Vergessen verfällt und sich der Partizipation des Lesers verschließt.

Die Literaturwissenschaft ist aus der humanistischen Philologie hervorgegangen, in der die Einheit von *langue* und *parole* noch eine unbefragte Selbstverständlichkeit war. Aber auch heute noch ist die Philologie die Mitte einer Literaturwissenschaft als Textwissenschaft.¹ Noch immer ist die Sicherung der Textgestalt die erste Aufgabe der Literaturwissenschaft angesichts der vielfältigen Unwägbarkeiten ihrer Überlieferung. Während die mittelalterliche Textüberlieferung oft erstaunlich sorglos der ersten besten Textfassung vertraute, war die humanistische Philologie zuerst um die Herstellung einer zuverlässigen Textgestalt insbesondere der klassischen Texte bemüht, die so erst oft dem kulturellen Gedächtnis zurückgegeben wurden. Aber schon der mittelalterliche Umgang mit dem Text trägt seiner Schriftlichkeit besonders Rechnung. Der mittelalterliche Text ist nur dann Text in einem prägnanten Sinn, wenn er geeignet ist, Gegenstand des Studiums zu werden und damit der prinzipiellen Mehrfachlektüre. Frucht des Studiums ist der Kommentar, der den Leser seiner Lektüre entzieht, um ihn bereichert zu ihr zurückzuführen. Das bedeutet zugleich, dass Text in einem ausgezeichneten Sinn nur der Text ist, der des Kommentars würdig ist, in dem sich das Fortleben des Textes bezeugt. So heißt es noch in Antoine Furetières *Dictionnaire universel* von 1690: »Texte: terme relatif opposé à commentaire.«² Der Kommentar ist die erste Brücke zwischen geschriebenem und gelesenen Text, aber auch die erste Brücke zwischen divergenten Textlektüren. Die frühen Dante-Kommentare könnten dies exemplarisch

1 Vgl. Stierle (2014).

2 Furetière (1690), Bd. III, Art. »texte«; vgl. Stierle (1990).

illustrieren. Dem Kommentar entspringt schließlich die Auslegung, die ein dynamisches Verhältnis zwischen divergenten Stellen desselben Textes herstellt und so den Leser in eine dynamische Verstehensbewegung zieht. Mehr als der bloße summative Kommentar ist die Auslegung eine Möglichkeit, den Text in einer neuen Weise als Kopräsenz des Sinns gegenwärtig zu halten und Aufmerksamkeitsreserven des Lesers für die Sinnreserven des Textes zu mobilisieren. Jede gelungene Interpretation setzt den Text in Bewegung und bringt seine Lesbarkeit zur Darstellung. Sie ist damit zugleich eine Schule des Lesens und der Aufmerksamkeitssteigerung. Gerade bedeutende Texte können langweilig erscheinen, wenn ihre Komplexität zu große Anforderungen an ihre Realisierung stellt. Auch erstarrte Bewunderung ist der Lebendigkeit des Textes schädlich.

Die Auslegung ist bezogen auf den je einzelnen Text. Die Sorge um den je besonderen Text ist das Hauptgeschäft der Literaturwissenschaft. Ihre Nützlichkeit erweist sich darin, dass dieser konkrete Text dem Vergessen entrissen wird. Gewöhnlich gilt die Konzentration auf den einzelnen Text als werkimmanente Interpretation und damit als Ladenhüter einer längst überholten Literaturwissenschaft nach Art von Staigers *Kunst der Interpretation*. Freilich ist die Bezeichnung »immanente Interpretation« eine pure Gedankenlosigkeit. Durch die zweifache Medialität von Sprache und Schrift ist jede Auslegung, ob sie es will oder nicht, notwendig in die Dialektik von Sprache und Text verstrickt. Indem der interpretierende Literaturwissenschaftler sich dem einen konkreten Text zuwendet, muss er notwendig das Ganze der Sprache ins Spiel bringen, die den Text trägt. Eben dadurch wird die Interpretation zu einer unendlichen Aufgabe. Ganz besonders gilt dies für die Vermittlung von fremdsprachiger Literatur. Aber ist nicht jede Sprache eine Fremdsprache? Zumindest lässt sich nicht verhindern, dass mit dem Abstand der Zeit jede Sprache sich in eine Fremdsprache verwandelt.

Die Interpretation des je konkreten Texts muss der Fokus einer Literaturwissenschaft im Dienst der Literatur sein. In welchem Verhältnis steht dann aber die Literaturwissenschaft zu Literaturtheorie? Wozu Literaturtheorie? Ist sie nicht ein gefährlicher Abweg vom Konkreten des literarischen Texts zu einer Abstraktheit, die gerade das Einmalige des Texts verfehlt? Literaturtheorie kann die Erfassung des konkreten Textes nicht ersetzen. Dies ist auch ebenso wenig ihre Absicht wie ihre Aufgabe. Literaturtheorie erschließt die Orientierungsrahmen, die jedem Text zugrunde liegen und seinen Ort im Ganzen des literarischen Systems bestimmen. Literaturtheorie gibt keine Antworten, sie entlastet nicht von konkreter Analyse. Aber sie erlaubt es, in systematischer Ordnung Fragen an den Text zu stellen und so die Aufmerksamkeit zu positionieren. Gerade der allgemeine Bezugsrahmen kann das jeweils Besondere in ein umso helleres Licht stellen. Ein schönes Beispiel für den Nutzen der Theorie wäre die

Beschreibung. Da die Beschreibung im Gegensatz zur Erzählung kein vorgängiges Ordnungsschema hat, kann die Theorie der Beschreibung behilflich sein, die jeweilige Beschreibungsstrategie zu erfassen. Auch die Erzähltheorie, wie sie vor allem im französischen Strukturalismus maßgeblich entwickelt wurde, hat wesentliche Einsichten in den mehrschichtigen Aufbau narrativer Texte erbracht, an denen sich die konkrete Erzählanalyse orientieren kann.

In seiner Ästhetik hat Friedrich Hegel zum ersten Mal den Begriff einer »Wissenschaft der Kunst« entwickelt, der zum Vorbild des Konzepts der »Literaturwissenschaft« werden sollte. »Die Kunst«, sagt Hegel dort, »ladet uns zur denkenden Betrachtung ein, und zwar nicht zu dem Zwecke, Kunst wieder hervorzurufen, sondern was die Kunst sei, wissenschaftlich zu erkennen.«³ Hegels Programm der »denkenden Betrachtung« will, um Wissenschaft zu sein, vom Phänomen zu seinem Begriff oder seiner Theorie führen. Aber dabei bleibt es nicht. Die Theorie soll ihrerseits auf das Phänomen und seine Betrachtung zurückgelenkt werden. Denkende Betrachtung im Sinne Hegels ist zugleich Partizipation und Distanz, Arbeit des Begriffs und Versenkung ins Werk. Die Funktion der Theorie für das betrachtende Erfassen des einzelnen Werks wird hier unmittelbar sinnfällig.

Die Aufgabe der Literaturwissenschaft, Mittlerin zwischen dem geschriebenen und dem gelesenen Text zu sein, ist von einer luxurierenden, mit fliegenden Pulsen von *turn* zu *turn* eilenden Literaturwissenschaft immer mehr marginalisiert worden. Ihr Ansehen, das einmal im Kontext der Kulturwissenschaften höchste Geltung hatte, ist durch die neuen Öffnungstendenzen der Literaturwissenschaft, die bis zu dem Versuch reichen, sich den Neurosciences dienstbar zu machen, um endlich wissenschaftliche Dignität zu erreichen, nicht gefördert, sondern geschwächt worden. Dies erweist sich schlagend am Verhältnis von akademisch institutionalisierter Literaturwissenschaft und publizistischer Literaturkritik. Inzwischen hat die Literaturwissenschaft in den Feuilletons der großen Tageszeitungen ihren Platz so gut wie verloren. Die Literaturkritik scheint die Idee der Bildung und der literarischen Partizipation aufgegeben zu haben. Sie sucht das Aparte, sie ist rasch, laut und um historische Zusammenhänge, gar Auslegungsprobleme, vor allem aus der Vergangenheit sprechender Texte, kaum noch bemüht. Der Literaturkritiker ist sich seines Urteils sicher, wie wenig es auch in der Sache begründet sein mag. Vor einiger Zeit schrieb der im Übrigen kulturpolitisch höchst verdienstvolle Herausgeber der *FAZ* Jürgen Kaube zum Ruhm des neuen Georg-Büchner-Preisträgers Rainald Goetz:

Doch was ist das, Literatur? Vor 1750 nahm noch kaum ein Europäer wahr, dass es zwischen Romanen, Dramen und Gedichten eine Ähnlichkeit geben sollte. Und warum

3 Hegel (1965), *Ästhetik*, S. 22.

auch sollten Opern weiter von Dramen entfernt sein als Sonette? oder Novellen weniger mit Zeitungsberichten der Abteilung ›Vermischtes‹ zu tun haben als mit Komödien? Mitunter hieß es von dem, was uns heute als erzählte Fiktion vorkommt, es handele sich um ›schöne Wissenschaft‹.⁴

An diesen raschen Bemerkungen ist literarhistorisch gesehen so gut wie alles falsch. Doch geht es hier nicht um literaturwissenschaftliche Erbsenzählerei, sondern um eine Symptomatik. Der Dialog zwischen Literaturwissenschaft und Literaturkritik scheint so gut wie zusammengebrochen. Die Literaturkritik wird zu einer feinen Gesellschaft von Selbstpflückern. So konnte man in derselben Zeitung zu Ehren von Dantes 750. Geburtstag lesen, Dante sei »der frechste Dichter aller Zeiten« gewesen. Das ist apart und dümmlich und zeigt genügend Bildungsverachtung, um den mit Wichtigerem beschäftigten Leser zufriedenzustellen.

Hölderlins Hoffnung, »Daß gepfleget werde / Der feste Buchstab, und Bestehendes gut / Gedeutet«⁵, taugt noch immer für eine Literaturwissenschaft, die Literatur nicht zu ihrem Gegenstand macht, der sie nicht ist, sondern sich in den Dienst der Literatur stellt. Die Literaturwissenschaft kann die je eigene Erfahrung der Literatur weder ersetzen noch erzwingen. Aber sie kann die Voraussetzungen dafür schaffen, dass die Literatur nicht abstirbt, in der durch die Jahrhunderte die großen Depots an menschlicher Erfahrung der Zeit widerstehen. Unser literaturwissenschaftliches Dreigestirn hat das Seine dafür getan. Deshalb danken wir ihm und wünschen ihm weiterhin Glück – im Dienst der Literatur und dass durch die Literaturwissenschaft, in deren Dienst es sich gestellt hat, der Sinn fließt.

Bibliographie

- FURETIÈRE, ANTOINE (1690), *Dictionnaire universel, contenant généralement tous les mots françois*, 3 Bde, Den Haag / Rotterdam: Leers.
- HEGEL, GEORG WILHELM FRIEDRICH (1965), *Ästhetik*, hrsg. von Friedrich Bassenge, 2 Bde, Berlin / Weimar: Aufbau Verlag.
- HÖLDERLIN, FRIEDRICH (1953), *Sämtliche Werke*, hrsg. von Friedrich Beissner, Stuttgart: Kohlhammer.
- KAUBE, JÜRGEN (2015), »Büchnerpreis für Rainald Goetz: Abfall für manche, Irritation für alle«, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* am 11.07.2015.
- STIERLE, KARLHEINZ (2014), »Philologie – die Mitte der Literaturwissenschaft«, in: Dieter Burdorf (Hg.): *Die Zukunft der Philologien*, Heidelberg: Winter Verlag, S. 29–49.

4 Kaube (2015).

5 Hölderlin (1953), Bd. II, »Patmos«, S. 180.

STIERLE, KARLHEINZ (1990), »Les lieux du commentaire«, in: Gisèle Mathieu-Castellani / Michel Plaisance (Hgg.), *Les commentaires et la naissance de la critique littéraire*, Paris: Aux Amateurs de Livres, S. 19–29.